

# Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 51

PDF erstellt am: **13.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Weltwochenschau

## Auf der langen Bank

Während in den Diktaturstaaten die „Gesetzgebung“ am laufenden Band Mode geworden, geht es in den Demokratien, vor allem in der unrigen, mehr nach dem System der „langen Bank“. Für dringliche Fälle zwar sind der Dekretsweg oder andere Beschleunigungen vorgesehen. Aber wie den Schwesterrepubliken und Volksmonarchien, könnte auch uns die gemächliche Gesetzgebungsarbeit eines Tages teuer zu stehen kommen. Wir sind zwar überzeugt, daß der Schweizer, falls Gefahr drohe, erwache, und im Handumdrehen Jahre und Jahrzehnte einhole. Immerhin muß man vor zu festem Schlaf warnen.

Auf der „langen Bank“ liegen bei uns allerlei Gesetzesvorlagen, wandern vom Nationalrat zum Ständerat und wieder zurück, und es geschieht, daß die Situationen, denen das neue Gesetz gerecht werden sollte, sich ändern, während noch die „Volkskammer“ oder die „Kammer der Stände“ am ursprünglichen Text flicken, nach Haken suchen oder regionale oder sonstige Börtelchen aus dem endgültigen Wortlaut erlitten möchten.

Wir denken da an das eidgenössische Strafgesetz, dieses nun dem „besten Mannesalter“ entgegenreisende Werk, das die Konservierung von 25 verschiedenen kantonalen Strafrechten beenden soll. Vor einigen Jahren noch war es denkbar, daß die Vorlage begeistert als Inbegriff eidgenössischen Fortschrittes allerorten begrüßt und gegen nur unwesentliche Widerstände angenommen worden wäre. Heute regen sich im welschen Westen die Widerstände gegen diese Rechtsvereinheitlichung mit einem Eifer, der das Referendum schon als sicher ankündigt und im Namen des Föderalismus die Rettung der Eidgenossenschaft juist in der Erhaltung der 25fachen Beurteilung eines Mordes oder eines andern Deliktes und in der 25fachen Bewertung des Strafmaßes sehen will.

Wir denken auch an die lang hingeschleppte Vorlage zur „Entschuldung der Landwirtschaft“, die soeben vom Nationalrat mit 113 gegen 33 Stimmen (fehlen 38), angenommen worden und nun an den Ständerat zur Verbesserung oder Verschlechterung geht. Was ist nicht alles geschehen, seit die Beratungen über diesen Gegenstand begonnen! Eine Krise und eine spärliche neue Konjunktur haben die Entschuldung als sehr dringlich und dann wieder als unpressant erscheinen lassen. Und hat man vom Wichtigsten dabei überhaupt geredet?

Dieses Wichtigste hat erst Nationalrat Roth von Interlaken als Postulat (außerhalb des Gesetzes) dem Bundesrat nahegelegt: Wie soll durch Erhaltung eines möglichst festen Preisstandes der landwirtschaftliche Ertragswert stabilisiert und damit der Erfolg der landwirtschaftlichen Entschuldung sichergestellt werden? „Der Bundesrat wird eingeladen . . .“

## Die Zerstörung von Nanking

„Rein Stein soll auf dem andern bleiben“, schwor der japanische General Matsui, als die chinesischen Verteidiger der Hauptstadt seine Uebergabeforderung ablehnten. Und den Soldaten wurde geboten, keinen Pardon zu geben, also keine Verwundeten zu schonen, keinen, der mit der Waffe angetroffen werde, am Leben zu lassen. Hier ist der Krieg der Urzeit erklärt worden, der seinen Urzweck im Töten der Höchstzahl von Gegnern sieht und nicht von ferne an die „Humanisierung“ des Mordens denkt.

Wenn unsere Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommen, wird das Schicksal der chinesischen Hauptstadt sich erfüllt haben, und die Verteidiger, die zur Opferung in der Hölle des japanischen Angriffs bestimmt waren, werden ihren Heldentod gestorben sein. Vielleicht bis zum letzten Mann, wie die Mannschaft des

Flugplatzes, die ausgehalten, trotzdem jedes Verharren aussichtslos war.

Der Weltkrieg kennt kein Beispiel eines solchen Opfers, wie die 20,000 Chinesen in Nanking es gebracht. Der abessinische Widerstand war unergleichlich schwächer, und die Wut der spanischen Bürgerkriegsparteien brach sich bisher immer wieder an den sprechenden Tatsachen der Ausichtslosigkeit weitem Widerstandes. Hier aber, in Nanking, standen nicht, wie während des Weltkrieges in Verdun, Truppen mit Waffen, die Hoffnung auf Sieg übrigließen, einem gleichwertigen Gegner gegenüber, sondern nur solche mit unterlegener Artillerie und einer schon vorher zerfallenen Luftwaffe. Und die Japaner rückten mit Beständen auf, die ihnen erlaubten, Haus um Haus, Straßenzug um Straßenzug in Trümmer zu legen, die Widerstandsnefter in den Trümmern zu begraben und die stürmende Infanterie gegen Reste von Sterbenden und Maschinengewehre ohne Munition vorzuschicken. In allen Quartieren der alten und der neuen Stadt daselbe Bild des Entsetzens: Leber den Barrikaden Flieger, die tonnenweise Bomben warfen, trepierende Granaten und Schrapnels auf jedem Quadratmeter, und schließlich ein Würgen vorstürmender Angreifer unter Betäubten, Sterbenden, taub und blind Gewordenen, die noch mit Messer und Zähnen fochten.

Wenn sich nun die Japaner einbilden, das chinesische Volk werde den Fall Nanfings benutzen, um seine Regierung zu stürzen, zu meutern, die Armeen aufzulösen, sich den japanischen Bedingungen zu fügen und in Freundschaft mit den Verbreitern des Todes in ihren Millionenstädten zusammenzuarbeiten, so dürften sie sich aufs Böseste verrechnet haben. Der zweite Teil des Krieges geht an und man weiß schon, wie er von den Angegriffenen geführt werden wird: Ungefähr so, wie der Krieg der Spanier gegen Napoleon; es bilden sich bereits die Banden und Detachements, die mit fliegenden Angriffen an der Front und hinter der Front operieren und den Feind beschäftigen, die ihm keine Ruhe lassen, die ihn zur Aufrechterhaltung der Besetzung in sehr großen Gebietsteilen Chinas zwingen, die japanischen Kassen mit unverminderten Ausgaben belasten und damit jene Ursachen verewigen, deretwegen Japan den Kampf mit solcher Brutalität führt: Eben die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Inselreiches, die keine lange Kriegführung gestatten.

Die Japaner sagen sich nun, es gebe einen Weg, um auch die Kolonnen zu entwaffnen, die nach Art der Burenführer in Südafrika oder vor 128 Jahren nach Art der Spanier in Kämpfen: Die Abschneidung der britischen Waffenzufuhr. Es wird darum ein Angriff auf Kanton, die Hauptstadt des chinesischen Südens, geplant. Truppen landen auf den Inseln dicht neben Hongkong, der britischen Kolonie, und östlich davon, im Rücken Hongkongs, beobachtet man ebenfalls verdächtige japanische Schiffe. Die Besetzung Kantons, die Zerstörung der Bahnen und Wege zwischen Kanton und Hongkong, dürfte als das eine, die Eroberung der Halbinsel Schantung als das zweite Programm der Japaner angesehen werden. Für England bedeutet dies nicht nur die Abschneidung des Waffenhandels, sondern des Handels überhaupt. Nach der Einrichtung einer Seepolizei vor Hongkong, der Kontrolle der Zölle in Kanton, ähnlich wie in Schanghai, wird es den japanischen Militärs möglich sein, die Hand auf die Zölle, die wichtigsten Einnahmen des chinesischen Staates, zu legen, und daraus die Operationen gegen das chinesische Hinterland zu bezahlen. Wird da noch Widerstand denkbar sein?

Die Diktatoren und die Anbeter der Gewalt in aller Welt sagen nein. Sie folgern, China werde in die Hände Japans fallen und eine Kolonie werden, wie Indien zur britischen Kolonie wurde. Für den Duce und den Führer hat Japan schon gesiegt, und weder die Buchführung des kaiserlichen japanischen Staates noch die Guerilla der Chinesen, werden etwas daran ändern. Die Gewalt, die entsetzlichste Gewalt, hat Recht bekommen. Das fordert zur Nachahmung heraus, umsomehr, als fest-

steht, daß die Engländer sich alles, auch die Beschlagnahme von Schanghai und die Entwertung von Hongkong, gefallen lassen.

Aus dieser wachsenden Zuersticht und aus dieser zunehmenden Verachtung der „Demokratien“ heraus stammt der italienische Entschluß, sich endgültig vom Völkerbund abzuwenden und damit Paris und London vor der ganzen europäischen Öffentlichkeit als die Führer der „Genfer Schwabstube“ zu diskreditieren. Die Ankündigung des Austrittes wurde am 10. Dezember überreicht, als „Wochenend-Überraschung“.

Wird sich nun der Duce in der Wirkung dieser Provokation der Westmächte täuschen, oder täuscht sich England, das annimmt die kleinen Donaufstaaten und die übrigen Schwankenden würden sehend werden und deutlicher als bisher erkennen, wo hinaus die Diktatoren in Wahrheit wollen? Vermutlich täuscht sich England, nicht Mussolini. Das ramponierte Ansehen des Völkerbundes schwindet ja jaust, weil es England ist, das sich alles bieten läßt und nichts wagt. —an—

## Kleine Umschau

Nun naht wieder Weihnachten, das alle Welt verbindende Fest. In Bern beginnen die Märkte mit den Weihnachtsbäumchen, die sich allerorten aufstun und Grün in das verschneite Stadtbild werfen, wo überhaupt noch von Schnee die Rede sein kann. Denn überall bemühen sich ganze Scharen Männer, Platz für Fußgänger und Wagen zu schaffen. Nun werden auch wieder die Lebkuchenbuden unter den Lauben und auf dem Markt aufgestellt. Als ob in Bern keine Bäcker und Konditoren vorhanden wären, finden sich Landbäcker ein und packen große und kleine Herzen, alle möglichen Tiere aus bemalten Truhen aus und legen sie sorgfältig auf die mit handgewobenem Leinen bedeckten Tischchen. Bern kennt den richtigen Samichlaus, der den Kindern Nüsse und Äpfel, aber auch eine Rute bringt, und ihr Können und ihre „Aufführung“ einem Examen unterzieht, nicht. Die Berner Kinder werden eben nicht mehr mit Ruten erzogen. Aber etwas uraltes, das sich auch in andern Ländern findet, hat sich in Bern erhalten und kommt in diesen Tagen wieder zum Vorschein: es sind die Gebildbrote, also die Herzen, die Männer und Frauen und die Tiere aus Teig. Im siebenten Jahrhundert lebte ein Mann, der fromme und heilige Eligius, und der wetterte gegen die unanständigen Formen, die diese Gebildbrote zu besonderen Festen auszeichneten. Also müssen schon vor ihm solche Gebäcke gebildet worden sein. Er schimpfte auch gegen das heidnische Zeug, das in ihnen zum Ausdruck komme. Sicherlich mögen unsere Altvordern richtige Opfergaben den Göttern dargebracht haben, worunter auch Frauenzöpfe. Die Zöpfen, die wir in diesen Tagen zu essen pflegen, die Brekeln, die Ringe dürften Nachbildungen dieser „Naturalgaben“ sein, die Brekeln und Ringe für die Armreifen, die die Schönen den Göttern opfereten. Zöpfe haben auch wir modernen Schweizerinnen viele geopfert, aber andern Gottheiten als denen der vorchristlichen Helvetier.

Und dann die Weihnachtslieder. Wieder wird das „Stille Nacht“ die Welt durchklingen überall da, wo es Christen gibt. Aus Oesterreich kommt die Kunde, daß in Oberndorf a. d. Salzach erst kürzlich dem Dichter und Komponisten dieses Liedes, Gruber-Mohr, eine Gedächtniskapelle gestiftet worden sei. „Ihr Kinderlein, kommet“, dichtete und komponierte Luther für seine Kinder, als die Weihnachtsstippe aufgestellt wurde, an deren Stelle nach und nach der Weihnachtsbaum getreten ist.

Aber neben den Weihnachtsvorbereitungen geht das Leben seinen gewohnten, mit allerhand Dingen gespickten Lauf. Die Hundesteuer, von der man heute freilich nicht mehr spricht, hat doch die Menschheit erfinderisch gemacht. Dies hat neulich eine Dame im Tram bewiesen: hohelegantes Reisegepäck türmte sich auf ihren Knien: aber auf der Bank stand eine bescheidene Wachsachtasche, und wenn man näher hinsah, konnte man das Auge eines gwunderigen Pekinesenhündchens erblicken. Und weil wir nun bei den Hunden sind: Mein Nachbar behauptet,

ein guter Hundekenner zu sein. Er wisse ganz genau, wem die Hunde in unserer Straße und unserer näheren und weiteren Umgebung gehören würden: der dicke Mops dem Bäcker, das „Giffihündchen“, das uns alle in die Säge bringt, dem Fräulein im zweiten Stock, der zukünftige Neufundländer der Frau Oberst, und so fort.

Und dann wird um die Weihnachtszeit das Heiraten wiederum akut. Eine fremde Zeitung bringt das Bild einer vor-



Sie nehmen ihren Weihnachtspudding mit nach Indien. Diese kleinen englischen Soldatenkinder, die ihre Eltern nach Indien begleiten, nehmen ihren Weihnachtspudding, den Plumpudding, dessen Vorbereitung mehrere Monate braucht, mit nach Indien. Associated Press Photo zeigt englische Soldatenkinder vor der Abfahrt nach Indien in Southampton am 30. 11. 1937.

Deutsche Spielwaren setzen sich durch. Solange es Kinder gibt, werden Spiele sein und wird Spielzeug gekauft werden. Die deutsche Spielzeugindustrie im sächsischen Erzgebirge, im Harz und anderswo hat schon von jeher den größten Bedarf an Spielwaren nicht nur im In- sondern auch im Ausland gedeckt. In fabrikmäßiger Herstellung oder in Heimarbeit entstehen Dinge, die die Herzen aller Kinder erfreuen. So hat es die deutsche Spielzeugindustrie auch in diesem Jahre wieder verstanden, die geheimen Sehnsüchte und Wünsche unserer Kleinen zu erspähen und bringt Dinge auf den Markt, die bestimmt ihren Absatz finden werden. — In Heimarbeit werden hier die schönsten Spielsachen hergestellt. Die ganze Familie ist daran beteiligt und daß sie ihren Lohn am Erfolg haben werden, dafür hat man im neuen Reich Sorge getragen, denn auch sie müssen heute nach festen Tarifen entlohnt werden.

Atlantic-Photo.